

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 18

Artikel: Der neue Adam [Fortsetzung]
Autor: Roger, Noëlle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Bettina Flied.
Nachdruck verboten

14. Fortsetzung

Man suchte vergeblich nach einer Erklärung für dieses Phänomen. Die Temperatur war normal, mit gelegentlichen scharfen Winden, die Sonne zeigte sich kaum unter dem Regenvorhang.

Von der ganzen holländischen Küste wurden kurze lokale Gewitter und Blitzschläge mit folgender kurzer Hitzewelle gemeldet.

Die Meteorologen ergingen sich in Hypothesen. Die Astronomen schoben die Unregelmäßigkeiten der Atmosphäre und die ungewöhnliche Vegetation der Radioaktivität der Sonne zu. Die vergrößerten Sonnenflecken, die sie im vorhergehenden Sommer beobachteten, kündeten wahrscheinlich elektromagnetische Störungen an.

Flécheyre dachte an Silenrieux' Garten, der im Oktober mit blühenden, weißen Lilien geschnückt war; der Arzt wurde unruhig.

Man konstatierte allgemeines körperliches Unbehagen. Die Menschen litten an Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, nervöser Erschlaffung. Sie hatten das Gefühl wie vor einem Gewitter, das sich nicht entlädt. Die Arbeitskraft wurde selbst in den Redaktionssälen gelähmt; die Theater leerten sich; die Boulevards, auf denen Passanten schlummerten, glichen Provinzstraßen; ratlose Frauen standen in den Geschäften, konnten sich zum Kauf nicht entschließen. Paris wurde neurasthenisch. Die überarbeiteten Ärzte unterlagen der allgemeinen Erschöpfung und verweigerten ihre Hilfe.

Dr. Flécheyre war heftig gegen seine Gehilfen, bezeichnete sie der Faulheit. Dabei begegnete er Vézelises nachdenklichem Blick, der zu sagen schien:

Wozu die Verstimmung? Es ist nicht ihre Schuld!

Es erfolgte ein plötzlicher Wetterumschlag, der alle überraschte. Blätter und Blüten hingen herab. Die Zeitungen berichteten von katastrophalen Folgen für die Landwirtschaft. Die Ernte war verloren, alle Früchte in der Blüte vernichtet, die Weinberge unfruchtbare. Der Frühling setzte ohne Knospen ein.

Die Meteorologen behaupteten, daß die Kälte die Atmosphäre gereinigt hätte. Die Menschen schienen erfrischt. Paris bekam wieder seine lebendige Physiognomie.

Flécheyre verdoppelte die Tätigkeit im Laboratorium. Er vertiefte sich in seine Arbeit und zwang sich, seine Gedanken zwischen diesen vier Wänden zu konzentrieren.

Eines Abends, im Mai, kam Jacqueline unangemeldet, ihr Kind im Arm. Sie war so abgemagert, daß Marie sie kaum erkannte. Jacqueline's Blick war leer, ihr Lächeln gezwungen.

«Verzeiht, daß ich nicht vorher geschrieben habe», stammelte sie. «Ich habe mich ganz plötzlich entschlossen. Der Kleine braucht Luftveränderungen. Und Hervé sagte mir heute früh: Reise!»

«Du brauchst uns nie vorher zu schreiben,» antwortete Marie sanft.

Sie hatte ihr schon den Kleinen abgenommen und trug ihn ans Licht.

«Er sieht nicht gut aus», sagte Jacqueline. «Die plötzliche Hitze, dann die Kälte hat ihn etwas mitgenommen.»

Jacqueline nahm nur etwas Tee. Nachdem Marie sie in ihr Zimmer geführt und ihr geholfen hatte, ihren Sohn ins Bett zu bringen, kehrten sie wieder zu Flécheyre zurück, in sein Arbeitszimmer, wie früher. Wäre nicht Jacqueline so verstört gewesen, hätte man an einen friedlichen Abend, wie einst, glauben können.

Jacqueline saß auf einem niedrigen Stuhl zwischen den beiden Alten, die sie liebten, von Gegenständen umgeben, die sie hatten aufwachsen sehen. Plötzlich begann sie zu schluchzen.

«Sie ist so erschöpft», sagte Marie leise. «Die Ermüdung, die Reise. Ich will ihr Orangenblütentee machen.»

Als Marie hinausgegangen und Jacqueline allein mit ihrem Meister war, stieß sie, unter Schluchzen, traurige Worte aus:

«Als Sie im Herbst bei uns waren, erinnern Sie sich, fühlte ich schon seine Liebe zu mir erkennen.»

Sie brach ab. Schien irgendwie schreckliches Geheimnis mit sich herumzutragen, das sie nicht preiszugeben wagte.

«Sachte, sachte», meinte der Doktor nachsichtig. «Du bildest dir ein, daß er sich dir nicht genügend widmet, daß ihm seine Entdeckung völlig in Anspruch nimmt.»

Ein Schauer krümmte ihren Rücken und beugte ihre Schultern. So hatte sie damals gezittert, als er ihr Silenrieux' Brief vorgelesen hatte. Und er, ihr alter Lehrer, hatte sie zu diesem Opfer überredet.

«Jacqueline!» rief er plötzlich in ausbrechendem Schmerz, «ein Mensch wie Hervé kann keine Frau glücklich machen. Ich bin auch an seinem Unglück schuld! Ich hätte nicht, ich hätte niemals...»

Sie hob ihr flammendes Gesicht:

«Ach, Meister, sagen Sie das nicht! Aber wenn ich heute leide, das Glück, das er mir gegeben hat, ist nicht zu teuer damit bezahlt!»

Sie unterbrach sich, und ihre weit geöffneten Augen blickten in die Vergangenheit, als wölkten sie die geheimen Visionen ihrer Liebe in sich aufnehmen.

«Ach nein!» fing sie nach einer Weile wieder an, «sagen Sie das nicht. Vier Monate lang genüßt ich so viel Glück, daß es für den Rest meines Lebens ausreicht. Meister, begreifen Sie, geliebt zu sein von einem Gott!»

Die Leidenschaft auf ihrem Gesicht erlosch plötzlich, sie zitterte und murmelte mit leiser, trauriger Stimme:

«Nicht deshalb habe ich geweint, Meister, nach unserem Beschuß, daß ich ihn heiraten werde; es handelte sich damals nicht um mein Glück, nicht wahr? Es ging um etwas anderes. Und ich fand das Glück, das ich nicht suchte. Nur das andere habe ich nicht gekonnt und kann es auch heute nicht.»

«Was meinst du?» fragte Flécheyre besorgt.

«Ich kann ihn nicht zurückhalten,» erwiderte Jacqueline mit verzweifeltem Entschluß. «Ich muß es Ihnen sagen, Meister, weil Sie auf mich gerechnet haben. Ich kann nichts verhindern.»

«Was verhindern?» rief Flécheyre aus und spürte wieder den alten Alpdruck.

«Ich habe versucht, stöhnte sie händeringend. «Ich habe ihn angefleht, er hat mich hart abgewiesen. Ich sei nicht ein Mensch seiner Zeit, ich könnte nicht verstehen. Und dann ist er lachend fortgegangen.»

«Jacqueline!» bat Flécheyre. «Sage mir, was fürchtest du?»

«Ach!» seufzte sie. «Alles, ich fürchte alles und weiß nicht recht, was. Hören Sie, Meister! Dieser Winter, die anomale Hitzewelle, die Explosionen, die man nachts in den Dünen hörte, die Unpäßlichkeit, in Haarlem klagten alle darüber, und die blühenden Gärten im Februar.»

«Was!» schrie Flécheyre, plötzlich erleuchtet. «Das war es also!»

Er sank in seinen Sessel zurück, den Kopf zwischen den Händen und wiederholte wie ein Mensch, der plötzlich erwacht:

«Die Ausstrahlungen des Hyperuraniums!»

«Ich verstehe nicht recht, was er vorbereitet, Meister, fuhr Jacqueline fort. «Ich weiß nur, daß er versucht, mehr aus diesem Element 93 herauszuholen; er hat das Mittel gefunden, die Wellen aktiver zu gestalten... Er hat zwei neue Gehilfen, und Dubreuil. Sie wissen ja, Meister — Dubreuil, der ihn damals so oft besucht hat — also, Dubreuil hat die medizinische Karriere aufgegeben, um mit Hervé

zusammenzuarbeiten... Er leitet ein Laboratorium bei Pontoise... wo er das Uranium behandelt...»

«Und das Resultat?» sagte Flécheyre verbittert, «ist die Vernichtung aller Gärten, aller Obstkulturen in der Ile de France...»

«Ach, Meister,» stöhnte die junge Frau, «das ist nur der Anfang. Ich fühle, er arbeitet an etwas Furchtbarem... Und ich kann mein Versprechen nicht halten... ich habe keinen Einfluß auf ihn!»

Marie kam wieder hinein und brachte den Tee.

«Es ist schon besser», dankte Jacqueline mit schwachem Lächeln. «In der Atmosphäre Ihres Hauses...»

Als nach einer schlaflosen Nacht Flécheyre wieder mit Jacqueline allein war, sagte er mit fester Stimme:

«Vielleicht beunruhigen wir uns unnötig. Man muß dem neuen Silenrieux vertrauen: das Laboratorium in den Dünen, die Experimente am Meerestufer, alles beweist, daß er gelernt hat, das menschliche Leben zu respektieren.»

Beim Sprechen schien Flécheyre selbst davon überzeugt: Hervé schuf neue Energie. Diese Energie würde, richtig verteilt, den Krieg, die Armut und die Arbeit aus der Welt schaffen.

Der herrliche Traum wurde durch ihn nahe Wirklichkeit. Mit dieser Macht, die er in Händen hielt, würde er Glück schaffen.

«Und deine Aufgaben, mein Kind,» schloß Flécheyre, «ist ihm zu helfen: durch deine Gegenwart, dein Vertrauen, deine Hoffnung, deine Liebe.»

Er machte eine Pause. Dann fügte er hinzu:

«Und wenn ich mich täusche, wenn trotz seines Versprechens sich nichts geändert hat, muß er dich, mein Kind, neben sich haben, nicht nervös und fassungslos, wie du gestern abend warst, sondern mit dem ruhigen, liebevollen Willen, ein menschliches Gewissen in ihm zu erwecken.»

Sie schwieg noch immer. Er fuhr fort:

«Wenn es nötig ist, wenn du wirklich nichts mehr ausrichten kannst, rufe mich. Ich werde kommen.»

Und was wirst du tun? flüsterte eine Stimme in seinem Innern. Was hast du bis jetzt getan? Doch Flécheyre gab dieser Stimme Schweigen.

«Inzwischen,» sagte er mit gewollter Heiterkeit, «läßt dich hier von Marie pflegen und zerstreuen. Kräftige dich, mein Kind!»

Jacqueline ließ sich zerstreuen. Fuhr mit Marie ins Bois, bewunderte die Tapferkeit der Bäume, die neuen Knospen trieben. Speiste bei Bayels und begleitete täglich Flécheyre ins Institut. Sie freute sich, als sie ihren alten Platz wiedersah, ihre Kameraden, Vézelises Blick. Las dieser Blick nicht die Sorgen, die sie so erschöpften und elend machten? Jacqueline sah sich traurig um. Als sie glücklich war, hatte sie sich nicht nach diesem Laboratorium gesehnt. Aber zwischen den hohen Fenstern, dem hellen Licht, den schweigenden, hin und her gehenden Männern, Flécheyres silbergrauem, über seine Schriften gebeugtem Kopf, dem Frieden, den von Verstand erfüllten Dingen erkannte sie jetzt wieder ein Stückchen Paradies.

Nach einer Woche erklärte sie, abreisen zu müssen. Sie konnte Hervé nicht länger allein lassen.

«Ich werde es noch einmal versuchen!» versprach sie Flécheyre, als er sie väterlich auf dem Bahnhof umarmte.

«Man muß geduldig und gläubig sein», murmelte er.

Sie beugte sich zum Coupéfenster hinaus, ihr Kind auf dem Arm, winkte mit dem Taschentuch und sah dem schönen, weißen Kopf nach. —

Trotz aller Vernunftschlüsse hatte Flécheyre im Grunde seiner Seele eine Angst, die er nicht ausdrücken wagte.

Inzwischen war wieder alles ins gewohnte Geleise gekommen. Man war überall beschäftigt, die Schäden auszubessern. Die zerstörten Felder wurden gepflügt, mit Samen besät, denen der sehr

(Fortsetzung Seite 550)

warme Herbst, dem man entgegensah, Zeit zur Reife lassen würde. Die glühende Hitze Ende Juni war durchaus normal.

Aber Jacqueline's Briefe nährten Flécheyres Unruhe. Hervé blieb wochenlang abwesend, schloß sich mit Mirbel im Turm in den Dünern ein. Sie sah ihn kaum. Wenn er heimkehrte, war er von einer nervösen Ueberreizung, die dauernd zunahm. Sie war nicht instande, ihn zu beruhigen. Er aß nicht mehr, schlief nicht mehr, wies ihre Pflege zurück. Von Tag zu Tag wurde sie ihm fremder. Es war nicht mehr die Klage der Verliebten, die Flécheyre zwischen den Zeilen las — es war eine dumpfe, wachsende Angst.

An diesem Tage, dem 12. Juli, sagte Marie zu Flécheyre, als er im Begriff war, nach dem Institut zu gehen:

«Meinst du nicht, daß es Zeit wird, Paris zu verlassen? Alle reisen bei dieser Hitze! Man muß vierzehn Tage im voraus einen Platz für die Züge nach der Bretagne und der Normandie belegen...»

«Ich muß noch eine Denkschrift beenden...» antwortete Flécheyre. «Dann können wir nach Puy-borde gehen.»

Er erzitterte, als entfesselte dieser Name unerbittliche Visionen.

«Wirklich, man erstickt heute fast», murmelte er. Kein noch so gelinder Luftzug auf der Straße. Die glühenden Fassaden strömten stickigen Dunst aus. Ein glühender Himmel lag über der Stadt. Die spärlichen Passanten waren ebenso ermattet wie die Bäume, deren neue Blätter schon trocken und runzlig waren. Der Platz de la Concorde, den er überschreiten mußte, um zu einem Kollegen zu gehen, schien eine ungeheure Linse, in der die Sonne ohne Erbarmen ihre Strahlen konzentrierte. Flécheyre sah zwei Personen, die, wie vom Blitz getroffen, auf dem Platz umfanden.

«Tatsächlich, es ist in Paris jetzt nicht mehr auszuhalten...» seufzte er und dachte an Marie.

Und plötzlich drängte sich ihm wieder der schreckliche Verdacht auf: Fängt es wieder an?

Seine Gedanken flatterten verwirrt und schmerzlich. Ein wenig Schatten zog ihn an. Er beschleunigte seine Schritte, dachte an das Institut, an sein dunkles, kühles Arbeitszimmer, wie man in der Wüste an eine Oase denkt.

«Es gibt ein Gewitter, Meister», sagte der zweite Assistent, als Flécheyre ins Zimmer trat. «Die Temperatur ist heute unerträglich.»

Der junge Mann stand am Fenster, betrachtete den wolkenlosen bleiernen Himmel und trocknete sich das bleiche Gesicht, von dem der Schweiß herunterlief.

«Sind Sie zu Fuß gekommen, Meister? Wie unvorsichtig!»

«Man findet heute kein Taxi», erwiderte Flécheyre.

Kaum hatte er sich an seinen Tisch im Arbeitszimmer gesetzt, als es an der Tür klopfte. Vézelise kam hinein.

«Meister», murmelte er.

Der Doktor hob den Kopf, sah ihn an. Vézelise war leichenblaß. Zögerte zu sprechen. Flécheyre erriet, was er ihm sagen wollte.

«Meister, glauben Sie nicht, daß man hinreisen muß?»

Im Nu sah Flécheyre den Turm mitten in den Dünern, den leeren Saal, wo sich schweigend die furchtbare Befreiung einer unermeßlichen Kraft vollzog.

«Du glaubst...» murmelte er mechanisch.

Wieder beherrschte fragte er: «Weißt du etwas? Hat dir Silenrieux geschrieben?»

«Nein, Meister», antwortete Vézelise leise.

Das Schweigen der beiden Männer, die ihre Gedanken nicht auszusprechen wagten, war von dunklem Schrecken erfüllt.

«Reisen...» murmelte Flécheyre.

Die Wände rings um ihn schienen zu schwanken. «Ich könnte Jacqueline telegraphieren», sagte er. «Meister», brachte Vézelise endlich mit klarer, ruhiger Stimme hervor, «nur Sie allein können verhindern, zurückzuhalten, was begonnen ist.»

«Was denn?» fragte Flécheyre. «Was ist begonnen, Vézelise? Weißt du es?»

Vézelise flüsterte mit niedergeschlagenen Augen: «Die Feuerwelle, die alles zerstören wird. Nach den Pflanzen — die Menschen!»

Flécheyre schwieg. Diese Worte beleuchteten die unbestimmte Angst, die er mit sich herumtrug. Eine Gewißheit drängte sich ihm plötzlich auf, bestätigt durch Jacqueline's wirre Reden, deren er sich erinnerte.

Silenrieux stand vor ihm, furchtbar, verbrecherisch! Flécheyre dachte laut: «Ihn zurückhalten, werde ich's können?»

Er fühlte sich kraftlos, im voraus besiegt, als hätte die glühende Atmosphäre seine ganze Energie aufgelöst. Er trocknete die schweißbedeckte Stirn und versuchte, sich eine Frist zu stecken.

«Morgen...» murmelte er.

«Meister», sagte Vézelise überzeugend, indem er jedes Wort betonte: «Nicht morgen, heute! Mittags geht ein Express nach Brüssel. Sie kommen noch heute nacht dort an, heute nacht!»

Flécheyre blickte sich wie hilfesuchend um.

«Wenn Sie wollen, werde ich Sie begleiten, Meister», schlug Vézelise vor.

«Du weißt ja, daß wir beide das Laboratorium nicht verlassen können wegen der Bakterien.»

Vézelise antwortete nicht. Und Flécheyre fühlte, daß im Augenblick die Bakterien ganz unwichtig waren.

«In meiner Abwesenheit bist du der Chef des Laboratoriums», fuhr er fort.

Reisen... Er sah sich, wie er in brennenden Straßen umherirte, unter bleiernem Himmel, die schreckliche Fahrt noch einmal machte, sich einen Weg bahnte durch die Menge, die den Bahnhof belagerte.

«Ich will mit meiner Frau die Möglichkeit dieser Reise prüfen», sagte er mit Beherrschung.

«Gestatten Sie, daß ich Ihnen ein Taxi hole, Meister», erwiederte Vézelise. «Sie können nicht zu Fuß nach Hause gehen.»

Flécheyre erhob sich, verwahrte sein Manuskript, nahm den Hut und Stock und dachte: Was vergesse ich? Ich vergesse etwas Wichtiges!

Sein Blick fiel auf Renés Bild. Er blieb davor stehen, zeitverloren, bis zum Augenblick, wo Vézelise wieder kam.

«Das Taxi wartet, Meister! Erlauben Sie, daß ich Sie nach Hause begleite!»

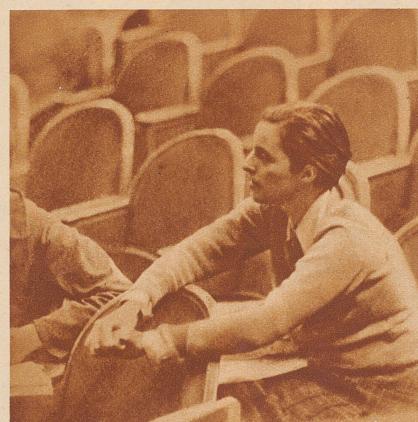
Sie gingen hinunter.

Der Chauffeur schüttelte den Kopf: «Ich werde langsam fahren», sagte er. «Meine Reifen sind heute schon zweimal geplatzt!» Und brummig: «Wird denn das verflixt Gewitter nicht endlich gehen?»

ZEITGENOSSINNEN

IV.

Aufnahme Krull



Es gibt eine verschwindend kleine Zahl weiblicher Regisseure auf der Welt, einige beim Film, ganz wenige auf der Bühne. Eine der eigenwilligsten und wagemutigsten ist die junge Zürcherin Dr. Georgette Boner. Ursprünglich Schauspielerin — in der Reinhardt-Schule in Wien ausgebildet — wurde sie von den großen und noch gar nicht ausgenutzten Möglichkeiten angezogen, die für intellektuell und künstlerisch begabte Frauen in dem Beruf der Regisseurin liegen. Sie machte bei der Pitooff-Bühne in Paris eine zweite Lehrzeit durch und setzte dann einen kühnen und schon oft erwogenen Gedanken in Wirklichkeit um: in Paris, in der Stadt, in der so viele Deutsche und deutschsprechende Schweizer leben, gründete sie die «Deutsche Bühne Paris». Unter ihrer Leitung spielt während eines Teils des Jahres ein kleines Ensemble opferwilliger, für die Idee begeisterter Schauspieler moderne deutsche Stücke, macht die Pariser mit Werken von Ferdinand Bruckner und Arthur Schnitzler bekannt. Sie erlebte in ihrem jungen Unternehmen trotz der besonders ungünstigen Zeiten die Befriedigung eines ausgesprochenen Erfolges, sowohl bei der anfänglich sehr skeptischen Pariser Kritik als auch bei dem französischen und deutschen Theaterpublikum der Stadt, das erkannte, daß es sich nicht um ein sensationelles Experiment, um eine Eintagsfliege handelt, sondern daß junge, begeisterte Menschen unter der Führung einer zielbewußten Frau leidenschaftlich und sinnvoll arbeiten.

Flécheyre und Vézelise sahen wortlos durch das Fenster auf die leere, spiegelnde Straße. Erst als sie dem Hause näher waren, brach Vézelise das Schweigen:

«Da Sie nicht wollen, daß ich Sie begleite, Meister, nehmen Sie bitte dies!»

Er lief einen glatten, kalten Gegenstand in Flécheyres Hand gleiten. Der erschrak und rief bestürzt aus: «Was soll ich mit einem Revolver? Behalte ihn, Vézelise!»

«Meister,» antwortete der junge Mann bestimmt, «es wird vielleicht Streitigkeiten geben, dort. Und man ist stark, wenn man im Notfalle drohen kann.»

Und noch leiser: «Aus Vorsicht, Meister!»

Widerwillig befuhr Flécheyre die Waffe und schob sie mechanisch in seine Tasche. Er dachte nicht mehr. Er unterlag den Einflüsterungen seines Schülers. Eine solche Müdigkeit war in ihm, daß er Schünen. Seinen Schmerz kaum fühlte.

«Es ist besser, Sie behalten das Taxi, Meister», sagte Vézelise, als das Auto hielt. «Sie wissen, es ist kaum möglich, eins zu finden!»

«Aber ich weiß ja noch nicht ob ich reise!» protestierte Flécheyre. Vézelise tat als hörte er nicht, verhandelte mit dem Chauffeur und holte seinen Lehrer auf der Treppe ein.

Als Marie die Tür aufschloß hörte, lief sie ins Vorzimmer.

«Wie konntest du erraten? Woher wußtest du? Es ist ja erst elf Uhr! Hoffentlich bist du nicht krank?» rief sie aus, erschrockt über seine Blässe.

«Nein. Erraten — was?»

«Soeben ist Jacqueline angekommen.»

«Jacqueline?» wiederholte Flécheyre.

«Ja, sie bringt eben den Kleinen zu Bett. Sie wollte durchaus ins Institut gehen, dich unverzüglich sprechen. Ich glaube, sie leidet noch mehr unter der Hitze als wir. Sie sieht ganz entgeistert aus. Ich werde sie rufen.»

Ohne Vézelise zu bemerken, zog sie Flécheyre ins Arbeitszimmer. Und fast im gleichen Augenblick trat Jacqueline ein. Ihr Gesicht war verstört, ihr Haar zerzaust, die Augen blickten wie im Wahnsinn. «Meister, o Meister!» schrie sie, stürzte vor ihm hin und klammerte sich an seine Hände. «Meister!» «Führe Jacqueline in den Salon, Marie», sagte Flécheyre leise. Er wußte schon, was Jacqueline ihm zu sagen hatte, und wartete trotzdem unbeweglich, jeder Nerv gespannt. Die Tür schloß sich hinter Marie. Jacqueline bewegte ihre trockenen, weißen Lippen, ohne einen Ton herauszubringen. Plötzlich, als wäre das Hindernis gebrochen, stürzte eine Flut verzweifelter Worte hervor:

«Meister... Meister! Sie müssen sofort kommen, ohne eine Stunde zu verlieren! Meister! heute nacht... heute nacht... die Feuerwellen werden alles zerstören. Ach, Meister!»

«Beruhige dich, Jacqueline», sagte Flécheyre, wieder gehätschlig gegenüber dieser Verzweiflung. «Ja, wir reisen sofort ab. Mit dem Mittagszug. Das Taxi ist unten», fügte er tonlos hinzu.

Jacqueline, außer sich, sprach zusammenhanglos: «Meister... er hat zu Mirbel gesagt... ich hab's gehört... ich war im Garten... er sagte: Die Versuche im Februar waren nur ein Kinderspiel! Das war gestern abend. Er kam vom Turm aus den Dünern, wo er acht Tage verbracht hatte. Ich war schon so unruhig.»

Jacqueline fuhr fort: «Er ging mit Mirbel in das kleine Laboratorium. Ich kam geräuschlos herein, gerade als Hervé sagte: Ja, morgen abend, alles ist bereit! Und er sagte, ich erinnere mich ganz genau: Mit dem ersten Kontakt, den ich vom Turm aus herstelle, werden die Wellenschwingungen eingesetzt und andere hervorrufen. Da bin ich ihm zu Füßen gestürzt, Meister. Ich rief: Ich fühle, du bist am Vorabend einer schrecklichen Sache! Ich flehte ihn an: Denke daran! Du hast versprochen... Er hat mich fortgejagt. Er schrie: Auch du verrätst mich. Geh weg! Ich kenne dich nicht mehr! Er hatte böse Augen, die sich auf mich hefteten, als wollten sie mir wehtun. Da, Meister, habe ich den Kleinen genommen und bin wie eine Wahnsinnige abgereist. Ich bin nach dem Bahnhof von Haarlem gegangen, aufs Geratewohl, ohne nach der Uhr zu sehen. Ich fand nur einen Personenzug, ich hatte nur einen Gedanken, Meister, Sie zu benachrichtigen, Meister... die beiden letzten Nächte, die stickige Luft, es wird noch schlimmer werden. Und wird Tage und Nächte dauern. Ja, er sagte: Wellenschwingungen, die andere hervorrufen werden...»

(Schluß folgt)